



Nr. 230.

Mittwoch, den 2. Oktober 1907.

22. Jahrgang.

Getrennte Welten.

Roman aus der modernen Gesellschaft von Clarissa Kohde.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Sie müssen vor allem daran denken, sich für Ihr Kind zu erhalten, Editha, dürfen sich nicht so ganz der Verzweiflung hingeben.“

Er griff ihre Hand und drückte sie warm ermutigend.

„Wenn Sie wüßten, Bruno, wenn Sie wüßten!“ schrie sie nun auf, sich an einen Baum lehrend und ihr Antlitz in den Händen bergend. „Mit so großer Liebe, mit so schönen guten Vorsätzen zog ich in Frauenstein ein. Er hat alles in mir getötet, alles, alles, Vertrauen, Liebe, Hoffnung. Eine Enttäuschung kam nach der anderen. Er sank vor mir, sank, bis jede Achtung vor ihm verloren war. Alle seine Ansichten von Welt und Leben sind ganz den meinen entgegengesetzt. Er kennt als einzigen Lebenszweck nur den Genuß. Seinen Leidenschaften opfert er alles, alles. Wie habe ich mich gemüht, eine Brücke zu finden, die zwischen mir und ihm zu einem Verständnis führt; unmöglich! Selbst diese letzte Reise — ach, was malt uns die Hoffnung nicht vor? — und ich klammerte mich frampfhaft an diese Hoffnung, die ein kleines Entgegenkommen von ihm in mir erregt hatte. Ich hoffte, im Alleinsein, umgeben von einer großen, schönen Natur, doch noch irgend eine Seite in ihm zu finden, die von einstiger Liebe zu mir erklänge: vergeblich! Alles auch da Lug und Trug, Verhöhnung und Gewissenlosigkeit. Was bleibt mir übrig? Es gibt Dinge, die über menschliche Kraft gehen. Ich kann ihm nach dieser letzten, mir angetanen Schmach nicht mehr begegnen, ich kann nicht.“

„Sie werden ruhiger werden, Editha, werden über das Geschehene, was es auch sei, milder denken lernen.“

„Sprechen Sie nicht so, Bruno!“ unterbrach sie ihn heftig. „Die Ruhe, von der Sie reden, kann nie über mich kommen. Mein ganzes Wesen empört sich gegen die Trivialität einer Anschauung, die Dietrich zum Prinzip seines Lebens gemacht hat. Sie, Bruno, müssen das verstehen, oder ich habe mich in Ihnen getäuscht, und was Sie geschrieben haben, sind Phrasen gewesen, die vor der Wirklichkeit nicht Stand halten.“

Er machte eine abwehrende Bewegung. „Und wenn ich es auch verstehe“, sagte er schmerzlich, „und ich darf Ihnen in diesem schmerzlichen Augenblick wohl bekennen, auch mir sind ähnliche Kämpfe nicht fremd. Wie kann ich Ihnen helfen? Sie wissen, müssen wissen, daß ich von Herzen bereit bin, für Sie einzutreten, Ihr Schützer zu werden. Aber es wäre Unverständnis, wenn ich mir nicht sagen wollte, daß jeder Widerstand von mir, dem gebannten Eindringling, in die Familie Rothensfels nur das Gegenteil von dem, was ich wünsche, erzielen, Ihre Stellung nur erschweren könnte.“

Editha richtete sich straffer empor. „Sie haben recht, Bruno, nur zu recht. Es gibt Dinge im menschlichen Leben, die allein ausgekämpft werden müssen. Verzeihen Sie meine Schwäche, und leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl“, wiederholte er tonlos, während sein Blick mit einem seltsamen Ausdruck auf ihr haftete. „So Gott will, auf Wiedersehen! Und wenn einmal die Zeit kommen sollte, wo Sie meiner Hilfe bedürfen, wo ich sie Ihnen leisten

darf, dann denken Sie an mich, als an einen Freund, für den es kein höheres Glück gäbe, als Ihnen beweisen zu dürfen, wie hoch er Sie im Herzen hält! Ja, Editha, so hoch, wie kein anderes Weib. Wenden Sie sich nicht ab; in dieser Stunde, in der Sie an einem Scheidewege Ihres Lebens stehen, darf, muß ich Ihnen das sagen.“

Sie neigte nur, ohne zu antworten, das Haupt, dann noch ein Wink mit der Hand, und sie schritt weiter. Lange verharrte er auf derselben Stelle, die zarte Gestalt mit seinem Blicke verfolgend. Nun war sie an einer Biegung des Waldweges angelangt, die im Winde sich wiegenden Zweige der Bäume waren das Einzige, was er noch sah. Ein tiefer Seufzer hob seine Brust, dann schlug er den Rückweg ein.

21. Kapitel.

Bruno legte ungeduldig die Feder aus der Hand, er fügte sich außer Stande, zu arbeiten. Und doch drängte ihn eine der vornehmsten Bühnen Berlins um Einreichung seines Dramas. Es fehlte an neuen Bühnenwerken. Fast überall war klägliches Fiasko zu verzeichnen. Es schien, als wäre der Genius der dramatischen Kunst von den Dichtern gewichen. Selbst die heftigste, leidenschaftlichste Reklame vermochte nicht mehr, über die stetigen Mißerfolge hinwegzutäuschen.

Bruno war ein neu auftauchendes Talent, seine Person, besonders seit der Enthüllung seines wahren Namens und Standes, in den Vordergrund des Interesses getreten. Man hoffte auf ihn in allen Kreisen, die sich für Literatur interessieren, deshalb waren aber auch seine Organe in erregtester Tätigkeit. Schon wurden in der Presse scharfe Pfeile gegen Müller-Rothensfels abgeschossen. Man sondierte, wo eine empfindliche Stelle vorhanden war und spöttelte über das Vertrauen des Bühnenleiters, der schon von dem noch nicht einmal auf dem Papier fertigen Drama sich Erfolge versprach, weil dem Verfasser einige Novellen passabel gelungen seien. Ob sein Talent echt, würde sich ja nun bald erweisen. Im übrigen wäre ja der Baron von Rothensfels in der glücklichen Lage, auch ohne Poet zu sein und die Welt mit seinen Schriften zu beglücken, ein angenehmes Leben führen zu können. Reich, Besitzer eines großen Gutes, eines schön eingerichteten Hauses in Berlin, dazu Bräutigam eines ebenso schönen wie reichen Mädchens, zu alledem noch nach Dichterlorbeeren zu trachten, wäre fast zu viel des Guten für einen Menschen.

Bruno war die Zeitung, in der dieser Artikel enthalten war, zugesandt worden. Seine literarischen Freunde hatten ihn gleich darauf in Schönowalde aufgesucht und ihn bestimmt, so rasch als möglich mit seinem Drama hervorzutreten. Und wenn es noch nicht so weit sei, ihnen zum mindesten zu gestatten, in einem ihnen offen stehenden Journal auf den Inhalt hinzuweisen und damit eine Entgegnung auf den schändlichen Angriff zu verbinden. Er aber lehnte entschieden ab. „Ist mein Werk gut“, sagte er, „nun dann wird es auch gegen meine literarischen Gegner sich behaupten, andernfalls mag es unterliegen; es ist dann nichts Besseres wert.“

Alle Einreden halfen nicht. Bruno hielt an seiner Ansicht fest. Er sah in den gegen ihn gerichteten Angriffen nur einen neuen Sporn, all seinen Fleiß, all sein Können anzuwenden, um Form und Inhalt seines Dramas möglichst vollendet auszugestalten. Schon lag das Ganze fertig vor ihm, aber immer ging er noch mit bessernder Hand darüber hin, immer suchte er noch hier und da eine Unebenheit zu glätten. Heute aber versagte ihm Hand und Kopf den Dienst. Er schob das vor ihm aufgeschlagene Manuskript fort und mit düsterer Stirn, das Auge von innerer Unruhe verschleiert an das Fenster seines Arbeitszimmers tretend, schaute er hinaus auf die wogenden Blätter des Parkes. Der Tag war trübe, wallende Nebel bedeckten die Ferne, den Wald mit dem schmutzen Forsthaufe davor, in das jezt tiefe Trauer eingezogen war, wo die sterbliche Hülle einer verklärten Dulderin noch des letzten irdischen Liebesdienstes der Bestattung harrete. Sie hatte ausgekämpft, während andere höher veranlagte, edlere Naturen noch mitten im schmerzlichsten Kampfe standen.

Editha! Unaussprechlich klang ihm dieser Name im Ohr. Er vermochte ihr Bild, das traurige, hoffnungsleere Antlitz, die schönen, im Leide wie erstarrten Augen nicht aus den Gedanken zu bringen. Er wollte nicht egoistisch sein, wollte nicht daran denken, was diese sympathische, feingeistige Seele ihm hätte werden können, wenn ein verwandtschaftlicher Umgang möglich gewesen wäre. Aber schon die kurzen Begegnungen, wenn sie beide im Samariterdienst zusammentrafen, wiewohl ein Sonnenstrahl waren sie in seinem einsamen Leben gewesen, und nun auch dieser in Nacht versunken, auch dieser! Wieder warf er sich in seinen Stuhl, noch finsterner blickte sein Auge, seine Hand legte sich unwillkürlich auf ein stark duftendes Papier mit langgestreckten, steilen, in gewissen Kreisen zur Mode gewordenen Buchstaben; ein heute angekommener Brief Ellens aus Baden-Baden.

Nie hatte Bruno ohne inneres Unbehagen Ellens Briefe gelesen. Schon die große Schrift gestattete der Schreiberin nicht, sich zu sehr in ihren Mittheilungen auszubreiten, sie bot vielmehr die vielleicht nicht unerwünschte Gelegenheit, die Seiten zu füllen, ohne viel darin zu sagen. Anfangs zwar hatte es an Liebesworten, Liebesversicherungen nicht gefehlt; aber auch diese verminderten sich von Brief zu Brief, und die letzten hatten beinahe nur noch kurze Berichte über die Erlebnisse gegeben. Ein, das sagte sich Bruno mit bitterer Erkenntnis, fehlte diesen Briefen allen, der Ausdruck tiefen Gefühls, das vom Herzen zum Herzen spricht. Und wie hatte er erworben um ihr Vertrauen, wie hatte er selbst sich ihr offenbart, seine ganze Seele ihr geöffnet, seine Hoffnungen, sein Leben, seine Lebensanschauungen! Aber für alles das, was ihn aufs tiefste bewegte, was ihm der Inhalt des Lebens dünkte, hatte sie keine Antwort gefunden oder ihn mit banaler Phrase abgefertigt. Ihr war das Leben nur Vergnügen und Genuß, und selbst ihr Interesse für die Poesie, das ihn ihr näher gebracht hatte, ietzt sah er, daß es nur auf der Oberfläche lag, daß nur der Erfolg sie begeisterte, nicht was ihm in der Seele, sein Inneres erfüllte. Noch einmal las er es Silbe nach Silbe durch. Der Eindruck blieb der gleiche. Kein einziges warmes, wahrhaft herzliches Wort! Hatte er sich in ihren Gefühlen getäuscht, liebte sie ihn nicht oder versagte nur ihre Natur, die nicht mehr zu geben vermochte? Noch wollte, mochte er nicht daran glauben, an ihrer Liebe wenigstens nicht zweifeln, und doch stiegen immer wieder die graulichen Gespenster in seiner Brust empor und drohten, ihm alle Lebensfreude zu ersticken.

Wie so oft schon, wenn seine Seele bedrückt war, zog es ihn zu der Rätin, deren harmonische Natur stets einen Friedebringenden Einfluß auf ihn ausübte. Eben wollte er hinuntergehen, als der Diener anklopfte und ihm den Besuch des Pastors meldete. Bruno hatte ganz vergessen, daß er den jungen Geistlichen herbestellt, um wegen der Beerdigung der verstorbenen Försterin Rücksprache zu nehmen. Pastor Lorenz war ein schlanker, blonder Mann mit klugem, lebhaftem Gesicht, aus dem Begeisterung für seinen Stand und ein warmes Herz sprachen; Bruno hatte ihn in der kurzen Zeit schon recht lieb gewonnen, da er bei ihm für alle Ideen, die er zur geistigen und moralischen Hebung der Dorfbewohner in sich trug, nicht allein Verständnis, sondern auch den aufrichtigen Wunsch erkannte, sie nach allen Kräften zu fördern. Der junge Pastor drückte Bruno sein Bedauern aus, während der letzten Augenblicke der Verstorbenen nicht gegenwärtig gewesen zu sein, sein Zuspruch hätte vielleicht das Scheiden erleichtert.

„Meine Schwägerin aus Frauenstein war bei ihr,“ konnte Bruno nicht umhin, ihm ins Wort zu fallen.

„Das weiß ich,“ versetzte der Pastor. „Die Frau Baronin hat mir das selbst heute mitgeteilt, als ich die Ehre hatte, bei ihr zu sein.“

„Ich hoffe, sie befindet sich wohl?“ fragte Bruno, ohne aufzusehen.

„Sie sah leidend aus, wollte aber doch vor ihrer Abreise noch wegen einiger Wohltätigkeitseinrichtungen mit mir sprechen. Sie hat eine größere Summe für kirchliche und Schulzwecke ausgelegt, deren Verwaltung sie mir übertragen hat, da sie, wie ich zu meinem Bedauern hörte, für längere Zeit fortbleiben will. Für den Herrn Baron und auch für die Rätin Arnold hat sie mir einen Gruß aufgetragen.“

Die Festsetzungen über das Begräbniß waren bald beendet. Der Pastor bat um die Erlaubnis, mit Fräulein Wese, die er vergeblich bei ihren Eltern gesucht hatte, Rücksprache nehmen zu dürfen, der er auch noch einen Auftrag von der Frau Baronin auszurichten habe. In seinen Augen leuchtete es dabei warm auf. Bruno wußte, daß der junge Pastor Gertrud Wese gern hatte. Mit der Rätin hatte er schon oftmals darüber gesprochen, was für eine gute Landpfarrersfrau sie abgeben würde. Beide wünschten dem jungen Mädchen von Herzen das Glück, an eines so warmherzigen und gebildeten Mannes Seite ihre Fähigkeiten weiter entwickeln zu können, hier, wo jeder sie kannte und wert hielt. „Fräulein Wese wird wahrscheinlich bei der Rätin sein,“ sagte er. „Wenn Sie mich begleiten wollen, ich war eben auf dem Wege zu den Damen.“ Der Pastor folgte mit einer Verneigung dem voranschreitenden Hausherrn.

Am Erker ihres kleinen Salons saßen die Rätin und Gertrud, wie gewöhnlich mit einer Handarbeit beschäftigt. Aber nicht wie sonst flog die Unterhaltung munter hin und her. Gertrud, deren Gedanken sich voll geheimer Sorgen mit der Baronin beschäftigten, beugte sich schweigend über ihre Arbeit, die Rätin aber blickte nachdenklich in den herbstlich sich färbenden Park und Garten. Die Post hatte ihr heute von dem Gatten aus Baden-Baden einen Brief gebracht, der sie äußerst beunruhigte. „Du kannst Dir denken,“ schrieb der Gatte, „daß ich hier in der schönen Villa Winters ein Herrenleben führe. Alle Tage werden Partien gemacht zu Pferd und Wagen in die Umgegend. Gestern waren wir auf der Hburg, natürlich in großer Gesellschaft; denn anders tun es die verwöhnten Leutchen nun einmal nicht. Wenn ich zu Pferd sage, so meine ich dabei Ellen und die in Paris verheiratete Schwester Winters, Madame Duplessis, die mit ihrem Manne auch zu den Rennen hier eingetroffen ist. Du erinnerst Dich der pilanten, kleinen Dame; sie ist die Eins und er die Null, was ja wohl öfters in der Ehe vorkommen soll. Da ich das Glück habe, eine Frau wie Dich zu besitzen, ist das natürlich für mich ein ziemlich dunkles Gebiet. Diese Null teilt also, oder muß die Leidenschaft der besseren Hälfte für den Sport teilen, und Ellen ist davon über alle Gebühr angesteckt. Natürlich hat sich zu der Null, ich will nicht sagen eine zweite Null, denn ich kenne den Herrn zu wenig, als Begleiter der Damen gefunden, ein Graf Holm. Er soll ein Bekannter von Baron Rothensfels, dem Sport-Rothensfels, wie man ihn jezt zum Unterschiede von unserem Freunde Bruno, dem Dichter Rothensfels, nennt, und des Grafen Alten sein. So sagt wenigstens Deine Cousine Winter, um damit den, ich muß gestehen, gar zu vertrauten Verkehr Ellens mit diesem Kavalier zu entschuldigen. Da sie schon morgens weite Ritte in die Berge unternehmen und oft erst nachmittags zurückkehren, sehe ich sie nicht zuviel, höre aber beim Diner und Abendessen, wo auch Graf Holm zumeist zugegen ist, wie die Unterhaltung sich ausschließlich um Pferde, und die großen bevorstehenden Rennen dreht, wie man überhaupt hier, selbst bei den exquisitesten Konzerten im Kurhaufe, fast nur von den Rennen spricht. Ueberall umschwirren Namen aus dem Altertum, wie Sphinx, Merkur, Hebe, Phöbus usw. die Ohren und, ich zerbreche mir den Kopf, warum gerade die Pferde alle aus dem Olymp stammen sollen. Indessen, da mir selbst dieses von ganz Baden-Baden geteilte Interesse Ellens und ihres Kavaliere für den Sport zu intim wurde, in anbetracht dessen, daß sie die Braut unseres Freundes, der Dir eine so außerordentlich lebenswürdige Gastfreundschaft gewährt, erlaube ich mir, mit Deiner Cousine Winter ein Wort im Vertrauen zu sprechen. Aber Du kennst diese guten Winters. Ja, liebes Weib, ein Graf, mag er nun sein, wie er wolle! Graf Holm aber ist, wie ich bezogen muß, äußerlich wenig durchaus vornehm und hat bei ihnen an und für sich ein Vorrecht vor allen anderen, dem Range nach unter ihm stehenden Menschen. Er kann nach ihrer Ansicht ja gar nichts anderes tun, als was der feinsten Sitte entspricht. Also am kurz zu sein, er ist ein noli me tangere, und um alles in der Welt möchte man seine Gesellschaft nicht entbehren. Da er nun auch mit einigen Pferden, ob sie nun Apoll oder Artemis, Mars oder Aphrodite heißen, ist mir unbekannt und offen gestanden auch gleichgültig, sich an dem Rennen beteiligt, so verpflichtet man sich auch durch ihn mannigfache Vorteile, wie bevorzugte Plätze usw. Also ich habe nichts ausgerichtet, doch halte ich es für meine Pflicht, Dir ein Avis zu geben. Handele nach Deiner immer das Richtige treffenden Ansicht.“

(Fortsetzung folgt)

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Die Brüder.

Aus dem Schwedischen von Johannes Bernhard.

(Nachdruck verboten.)

Der Major und ich saßen nach einem guten Mittagessen wie gewöhnlich beim Kasse und plauderten miteinander. Er war ein wohlbeleibter Herr, Anfang der Fünfziger, mit durchdringenden großen Augen, einem mächtigen Schnurrbart und Krampen, militärischen Allüren.

Als wir die Zigarren angezündet hatten, erkundigte ich mich nach seinen beiden Nissen, mit denen ich einige Semester in Upsala studiert hatte.

„Sie fragen mich nach den beiden Jungen,“ begann der Major. „Run gut, ich will Ihnen erzählen, wie es ihnen geht. Der älteste, Lars, trank unmenschlich viel. Woher er das Laster hat, mag der Himmel wissen. Er trank aber in dem Maße, daß er schließlich nicht mehr zu halten war. Sonst war er einer der liebenswürdigsten, frischesten Jungen, ein Gesellschafter ersten Ranges, lebhaft, lustig, voll perlenden Humors. Georg war ganz das Gegenteil, zugeknöpft, fleißig, in sich gekehrt und philiströs. Er ging jeder Gesellschaft aus dem Wege, und Gesellschaft machte sich nichts aus ihm. Die beiden paßten eben nicht zueinander. Im übrigen ist der Junge herzensgut. Das hat er auch später bewiesen, und ich habe ihn ebenso lieb wie den älteren!“

Nun, vor etwa vier Jahren nahmen meine Geschwister ein junges reizendes Mädchen zu sich ins Haus. Sie war eine entfernte Verwandte meiner Schwägerin, und mein Bruder Eduard übernahm nach dem Tode ihrer Eltern die Vormundschaft dieses wirklich entzückenden Geschöpfes.

Zu der Zeit war Lars kurz vor dem Delirium, und ich glaube wirklich, daß er untergegangen wäre, hätte nicht Julie — so hieß sie — ihn rechtzeitig gerettet. Sie war noch nicht volle zwei Wochen im Hause, als jeder, die beiden Jungen mit eingerechnet, sich in sie verliebte. Sie hätten einmal sehen sollen, welche Veränderung plötzlich mit Georg stattfand. War er bis dahin verschlossen und unzugänglich, so wurde er mit einem Schlage der liebenswürdigste, angenehmste junge Mann, den man sich denken kann. Julie schien seine Neigung zu erwidern. Denn die beiden waren fast ungetrennlich.

Lars kam aber nicht auf denselben vertrauten Fuß mit ihr. War er einmal nüchtern und suchte er sich ihr dann zu nähern, so machte es den Eindruck, als jage er ihr Furcht ein. Sie fühlte sich in seiner Gesellschaft unbedingt nicht so wohl, als in Georgs, und schien ihm gestilltlich aus dem Wege zu gehen.

Nun hätte man glauben sollen, daß meine Geschwister ihren Einfluß zugunsten Georgs verwendet hätten, nicht wahr? Nein, im Gegenteil. Sie wünschten, daß sie Lars heiraten sollte. Und weshalb? Weil sie

sahen, daß Julie das einzige Wesen war, das Einfluß auf ihn hatte, das ihn von dem Grab des Trunkens erretten, ihn aus dem Elend befreien konnte. Ja, ich will mich hängen lassen, wenn sie das Kind nicht schließlich gezwungen hätten, das Opfer zu bringen. Sie hatten ihr so viel von Menschenliebe und Christenpflicht, von Anhänglichkeit und Dankbarkeit vorgeredet, bis sie schließlich „ja“ gesagt hatte.

Eines Tages kam Georg sehr niedergeschlagen zu mir und bat mich, draußen vor der Stadt mit ihm zu speisen. Wir waren mit unserem übrigens sehr guten Diner noch nicht ganz fertig, als er plötzlich die eigentümliche Frage an mich richtete:

„Du, Onkel, wie viel darf ein anständiger Mensch trinken?“

Ich sagte ihm, daß ein anständiger Mensch nicht mehr trinken darf, als er vertragen kann, und daß er sich jeden Alkohols enthalten muß, wenn er ihn nicht verträgt.

Darauf wollte er wissen, ob Sekt unzutraglich sei. Ich warnte ihn aber natürlich vor Sekt, weil er meiner Ansicht nach zu leicht den Menschen über die Grenze führt, und sagte ihm, daß Whisky das einzige Getränk sei, das ich zu mir nehme.

Er lachte ein wenig und meinte, daß ich ihn wohl zum besten haben wolle.

Ich traf Georg noch in derselben Nacht, etwa um 1 Uhr, und da war er — betrunken. Sie können sich denken, in welche Aufregung ich geriet, als ich diesen sonst so nüchternen jungen Mann in einem geradezu entsetzlichen Zustand antraf. Nur die unglückliche Liebe konnte ihn veranlaßt haben, sich so weit zu vergessen. Ich bat ihn, mit mir zu gehen. Er erklärte aber, daß meine Ansicht über die Grenze des Erlaubten eine durchaus unrichtige sei, daß sie auf einen argen Irrtum meinerseits beruhte. Ich hoffte, daß er sich ändern würde. Aber nein, er hatte sich nun einmal an das Trinken gewöhnt und konnte nicht davon lassen.

Seine Eltern waren in der größten Aufregung und Verzweiflung. Hatte es doch den Anschein, als wenn beide Söhne dem Verderben entgegengingen. Dabei tauchte in ihnen plötzlich die so naheliegende Frage auf, wen von ihren Kindern das junge Mädchen nun retten sollte.

Während Bruder Eduard und seine Gattin sich hierüber berieten, verriegelte Julie eines Morgens Georgs Zimmer, nachdem sie ihm vorher Milch und Apollinariswasser hinaufgeschickt hatte. Erst am Abend ließ sie ihn heraus. Er machte ihr begreiflich, daß sein Verlangen nach starken Getränken zügellos sei, und daß er es nie überwinden würde, wenn sie ihn nicht heirate. Sie sagte, daß sie die Seine werden wollte, doch müsse er sich sechs Monate ganz nüchtern halten.

Sie können sich denken, wie ängstlich wir alle Georgs Tun und Treiben verfolgten und wie innig wir uns freuten, als er uns zeigte, daß er seine Leidenschaft für das Uebermaß von Whisky überwunden hatte.

Er bestand die Probe, und die Hochzeit fand statt. Am Tage vorher sagte er zu mir:

„Es ist doch eine langweilige Sache, wenn man erst Komödie spielen muß, um das Mädchen zu erwerben, das man liebt.“

„Du hast Komödie gespielt?“ fragte ich erstaunt.

„Ja,“ sagte er, „Julie sollte Lars, den sie nicht liebt, heiraten, um ihm das Trinken abzugewöhnen, und ich, der ich nicht von ihr lassen kann, mußte verzichten, weil ich das Glück habe, nicht von dieser Leidenschaft befallen zu sein. Was blieb mir da übrig? Ich mußte mich gleichfalls dem Whisky ergeben.“

„Und du trankst ihn nicht gern?“ fragte ich ihn.

„Nein, schon der Gedanke war mir entsetzlich,“ entgegnete er. „Das Trinken ist für mich eine förmliche Arbeit. Oft habe ich mich auch nur so gestellt, als wenn ich betrunken wäre.“

Er beschwor mich, sein Geheimnis nicht zu verraten. Und auch heute noch glauben alle, daß Julie ihren Mann vor dem sicheren Abgrund gerettet hat.

„Und was wurde aus Lars?“ fragte ich den biederen Herrn.

Da kommt das lustige Ende. Kaum hatte Georg das Rennen gewonnen, als Lars zur Besinnung erwachte, sich aufrass und dem Alkohol den Krieg erklärte. Er

heiratete eine seiner alten Flammen, die ihm früher seines Fehlers wegen einen Korb gegeben hatte, und fing ein nüchternes, neues Leben an. Beide Brüder sind heute glückliche Familienväter."



Was alles im Theater verloren wird. Es sind sehr merkwürdige Gegenstände, die bisweilen in den Londoner Theatern gefunden werden, und wollte man sie alle zusammenbringen, so würden sie ruhig den Inhalt eines kleinen Warenhauses bilden können. Natürlich sind sämtliche Arten von Schirmen diejenigen Stücke, die am häufigsten stehen bleiben. Dann findet man Operngläser, Pelzboas, Capes, Regenmäntel, Spazierstöcke, Portemonnaies, Bistitenkartentaschen und Handschuhe. In jedem Theater Londons ist eine solche Sammlung herrenloser Dinge angelegt, die die Logenschließer, die Wach- und Feuerwehrlente und die Kleinmachefrauen finden. Kann man sich z. B. denken, daß ein Besucher beim Weggehen aus dem Theater seinen Zylinderhut liegen läßt? So unwahrscheinlich es klingt, so kommt es doch sehr häufig vor. Besonders Herren, die ihre Hüte unter den Stuhl stellen, lassen sie dort ruhig stehen und laufen eilig heraus; auch Damenhüte werden in reicher Anzahl unter den Sitzen gefunden. Im Drurylane-Theater, das die merkwürdigste Kuriositätenkammer von vergessenen Sachen besitzt, steht eine Krücke, wie sie lahme Leute zu haben pflegen, die aber ihr Inhaber doch nicht so notwendig zu brauchen schien, als daß er sie nicht hätte vergessen können. Die Nachbarschaft der Krücke bildet ein sehr gut gehaltener Zylinderhut, daneben liegt ein Paket Dichte, dann kommen drei Steifhosen und eine Puppe, alles Dinge, die beim Theaterbesuch vergessen worden sind. Schleier werden sehr oft vergessen. Auch Tennisschläger und Kricketschläger läßt man häufig im Theater zurück. In einer Loge des Gaiety-Theaters fand sich ein vollständiges Gebiß falscher Zähne, das am folgenden Tage von einer tieferröthenden Dame abgeholt wurde. Zu den merkwürdigsten Funden gehörte eine Menge Lederriemen für Maschinen, die ein Besucher im Gaiety-Theater zurückgelassen hat. In einer Loge von Covent Garden war im vorigen Sommer ein zierlicher eleganter Damenschuh zurückgeblieben, der es an Kleinheit mit Aschenbröbels Schuh hätte aufnehmen können. Jüngst fand eine Logenschließerin in Dalys Theater eine Zigarrentasche mit 19 5-Pfundnoten, wofür ihr der junge Mann, der sie verloren hatte, zehn Schilling gab. Daß das Theater auch häufig die Stätte leiblicher Ernährung ist, beweisen die zahlreichen Eßwaren, die man in allen Theatern findet. Ein Pfund Butter, zwei Bäcklinge, ein Paket mit Würstchen, ein Räucheraal, das sind so die kulinarischen Genüsse, die man etwa in einer Woche in einem Theater findet. Vor ein paar Wochen fand ein Feuerwehrmann bei einer Nachtrunde im Lyric-Theater einen Trauschein, der mit einer Fünzigpfundnote zusammengewickelt war. Der kostbare Fund gehörte einem jungen Ehepaare, das erst drei Tage verheiratet war und dessen Glitterwochen ohne die Wiedererlangung des Verlorenen sich sehr trüb gestaltet haben würden. Zu den erotischeren Dingen, die man ab und zu findet, gehören Socken und Korsetts.

3000 Millionen Bleistifte! Jedes Jahr exportiert Deutschland rund 3000 Millionen Bleistifte. Zählt man die Woche zu sechs Tagen, so entfallen auf den Tag, die Feiertage nicht eingerechnet, über 10 Millionen Stüd. Gewiß eine Zahl, die ein erfreuliches Zeugnis für Deutschlands industrielle Erfolge ablegt.

Fahrende Küchen. Während des russisch-japanischen Krieges hatten die Russen sowohl wie die Japaner Anstalten getroffen, um den Truppen warme Mahlzeiten bereiten zu können. Die Russen haben sich dabei fahrender Küchen bedient und sehr gute Resultate erzielt. Die Küchen mit zwei Rädern, die von einem Pferde gezogen werden, sind am praktischsten. Es konnte in ihnen für 135 Mann gekocht werden. Die größeren Küchen, die auf vier Rädern liefen und von zwei Pferden gezogen wurden, haben sich nicht sehr brauchbar erwiesen. Dank diesen Vorrichtungen hatten die Russen mitten am Tage auch während des Marsches warme, gute Suppen und ihren Tee. Die fahrenden Küchen konnten ebensowohl auf den Marschen, wie auch während der Kämpfe verwandt werden, die bisweilen mehrere Tage dauerten. Sie fuhren bis zu den vorgehobenen Posten hinaus, um den Kämpfern eine warme Mahlzeit zu verabreichen. Für die Offiziere waren besondere Küchenwagen eingerichtet. Diese Küchen sind auch in der französischen Armee während der großen Manöver verwandt worden und haben sehr gute Dienste geleistet.



Vom Aberglauben der Schauspieler ist schon viel erzählt und geschrieben worden; daß aber darüber noch nicht alles gesagt ist, beweisen die neuen Beiträge, die der „Gil Blas“ zu dem alten Thema liefert. Der Aberglaube des Herrn Herz vom Pariser Gaiety-Theater scheint in den Füßen zu sitzen: der abergläubische Direktor zieht nämlich zu jeder Theaterprobe neue Schuhe an, was auf einen völlig hühneraugenlosen Fuß schließen läßt und dem Herrn Direktor die Sympathie aller Schuster sichern dürfte. Ganz anderer Art ist der Aberglaube des Herrn Landolff vom Théâtre des Capucines: er hat eine wahre Scheu vor Pfauensehern und hätte die jüngste Operette des Herrn Robert de Fiers beinahe vom Spielplan abgesetzt, weil Germaine Gallois darin mit einer Pfauenseherin geschmückt auftreten sollte. Herr Griffler vom Ambigu erwartet alles Unheil von der Zahl sieben: so oft in einem der bei ihm aufgeführten Stücke eine sieben vorkommt, müssen die Schauspieler dafür „sechseinhalb“ sagen. Neueren Datums ist der Aberglaube des Herrn Samuel von den Variétés. Dieses Theater hatte vor einigen Jahren mit Alfred Capus' Komödie „Das Glück“ (Schwein) — riesiges Schwein. Besonders zündend wirkte der dritte Akt. Herr Samuel gibt nun seit jener Zeit die dritten Akte fast aller Stücke, die bei ihm aufgeführt werden, mit der Dekoration des dritten Aktes des erfolgreichen Capus'schen Dramas. Zum Schluß noch etwas über die Spiegel auf der Bühne. Der „Gil Blas“ behauptet, daß man in keinem Stücke, das in einem Pariser Theater aufgeführt wird, einen wirklichen Spiegel auf der Bühne zu sehen bekomme; die Ausstattung mag noch so echt und noch so realistisch sein — der Spiegel ist immer nur gemalt. Und woher kommt das? Daher, daß ein Spiegel leicht zerbrechen kann, und ein zerbrochener Spiegel bedeutet für Stüd und Darsteller ein Unglück, wie es größer nicht gedacht werden kann.

Hummor.

In der sauren Gurkenzeit. „Herr Doktor,“ sagte der Seherlehrling, „draußen steht ein Bettler, der seit sechs Tagen nichts gegessen hat.“ — „Hol' ihn herein,“ befahl der Redakteur, „wenn wir herausbringen, wie er das fertiggebracht hat, dann haben wir wieder für eine Woche Stoff!“

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:
Eisenbein. (Eis = en = bei = n.)